

dabei ist nicht nur, dass Hillel hier meint, »was dir verhasst ist, das tue dem Nächsten nicht« (Schabb. 31a). Wesentlicher dabei ist der Nachsatz: »Geh und lerne (die Tora)«. Damit zeigt Hillel, dass das Ziel der Tora nicht nur in ihrer Moralität liegt, sondern die Tora, ihr Studium, führt den Menschen zum Gotte der Offenbarung, der schliesslich noch weiteres vom Menschen fordert als jene »Goldene Regel«. Im übrigen gab es im Judentum kaum die Hauptregel, sondern man sann über Wesentliches nach, wobei verschiedene Auffassungen zutage traten: R. Aqiba betrachtete das Liebesgebot als wichtig, Ben Azzai meint jedoch, die Ebenbildlichkeit des Menschen, dass Gott ihn in seinem Bilde schuf, sei grundlegender, denn erst daraus folge das meiste, sie sei umfassender. Nissen kommt zu dem Ergebnis, dass erst in ihrer Summe, nicht in Paaren oder in Auswahl sich Gottes Willen offenbare.

In einem letzten Kapitel behandelt der Verf. Philo als Repräsentanten des hellenistischen Judentums.

Mit diesem Buche hat A. Nissen seinen Lesern eine vorzügliche Materialsammlung geboten, er hat darüber hinaus das Dialektische rabbinischen Denkens aufgewiesen, die negative, oberflächliche, vorurteilsbehaftete Sicht der Dinge bei Schürer, seinen Vorgängern sowie seinen Abschreibern demaskiert und schliesslich versucht, das reiche Material sachkundig zu ordnen und zu verarbeiten. Texte werden vorgeführt und erklärt, so dass der Leser sich ein eigenes Urteil bilden kann. Bis auf den unwissenschaftlichen Begriff »Spätjudentum«, den auch A. Nissen noch gelegentlich verwendet, liegt hier eine wertvolle Studie vor, die von der seriösen Einarbeitung in schwierige Quellen zeugt, und damit hat sich auch eine neue Generation junger deutscher Forscher vorgestellt, die kritisch sich von den »Spätjudentümlern« absetzt.¹

E. L. Ehrlich

¹ Der letzte Satz auf S. 416 ist freilich derart verhüllend und »mysteriös«, dass der Verf. wohl gut daran getan hätte, diese Bemerkung entweder zu unterlassen oder ausführlich auf dieses Thema einzugehen.

JAKOB J. PETUCHOWSKI: Understanding Jewish Prayer. New York 1972. Ktav Publ. House. 175 Seiten.

Dieses Buch stellt eine Anthologie dar; es finden sich darin sieben Aufsätze, die bereits vorher anderwärts erschienen sind. An die Spitze des Buches hat der Herausgeber jedoch einen eigenen, bisher ungedruckten Essay gestellt, der allein schon die Anschaffung dieses Buches lohnen würde: »Dynamics and Doctrine«. In dieser Studie von 63 Seiten werden die Grundlagen jüdischer Einstellung zum Gebet aufgezeigt. Petuchowski verweist auf die Spannung, die zwischen dem festgesetzten und dem spontanen Gebet liegt, wobei der Begriff des Spontanen mit hebräisch kavvanah wiedergegeben wird, wobei kavvanah im Laufe der Jahrhunderte eine Fülle von Bedeutungsnuancen erhalten hat: von der Meditation bis zur totalen Hingabe an Gott. Andererseits: Was heute als festgesetztes Gebet gilt, war einmal kavvanah; schliesslich müssen auch heute die festgelegten Gebete nicht notwendigerweise eine gefrorene Stimmung erzeugen, sondern Menschen können auch heute noch in sie hineinhören und dann die Stimme der jüdischen Tradition vernehmen, eine lebendige Stimme. A. Heschel hat diese Gebetsmüdigkeit so umschrieben: »Ich bin nicht immer in der Stimmung zu beten. Ich habe durchaus nicht immer die Vision und die Kraft, ein Wort in Gottes Gegenwart zu sagen. Aber gerade wenn ich schwach bin,

ist es das Gebet, das mir die Kraft gibt; wenn meine Vision matt ist, gibt mir die Pflicht Einsicht.« Und in anderem Zusammenhang zitiert Petuchowski Romano Guardini, der einmal schrieb: »Jeder, der seine Beziehung zu Gott ernst nimmt, sieht bald, dass Gebet nicht nur Ausdruck des inneren Lebens ist, das für sich allein herrscht, sondern auch ein im Glauben und Gehorsam auszuübender Dienst.« Diese Feststellung kann auch von einem Juden als richtig bejaht werden. In einem andern Abschnitt weist Petuchowski darauf hin, dass bereits die Mishna (Sota VII, 1) ausdrücklich erlaubt, dass das Schema, die Schemone Esre und das Tischgebet in jeder Sprache gebetet werden können. Der Schulchan Aruch, die autoritative Kodifizierung jüdischen Gesetzes aus dem 16. Jahrhundert, erlaubt das Beten in beliebiger Sprache (Orach Chajjim 101, 4). Interessant an diesem Problem ist jedoch die Tatsache, dass die Juden von der Erlaubnis keinen Gebrauch machten, in der Landessprache zu beten, bis die jüdische Reformbewegung im 19. Jahrhundert dieses Problem in Angriff nahm. Andererseits hatte der Schulchan Aruch ausdrücklich aramäische Gebete verboten, gleichwohl findet sich im jüdischen Gebetbuch das aramäische Kaddisch!

Durch das Festhalten an der hebräischen Sprache im Gottesdienst wurde wenigstens eine minimale Einheit des jüdischen Volkes erreicht, und die weithin in die Diaspora verstreuten jüdischen Menschen konnten überall, wohin das Schicksal sie verschlagen hat, einen Rest geistiger Heimat finden. Dazu kommt, dass Übersetzungen den Geist eines Textes verwandeln.

Ausser dieser vorzüglichen Studie finden sich in diesem Bande die Aufsätze von A. J. Heschel über »Gebet«, von S. S. Schwarzschild über Sprache und Schweigen vor Gott, von Ernst Simon über die Bedeutung des Gebets, von G. J. Blidstein: Die Grenzen des Gebets, von D. Weinberg: Die Kraft des Gebets, von E. Berkovits: Vom Tempel zur Synagoge und zurück, von M. Himmelfarb: In die »Schul« gehen. Es gibt bekanntlich in der derzeitigen christlichen Theologie ein schon einige Zeit »modernes« Modewort: Meditation. Bücher über Meditation haben auch derzeit noch ihren Markt. Wie wäre es einmal, wenn man über den Zaun des christlichen Gettos blickte und in diesem Buch etwas über jüdische Meditation und jüdisches Beten erführe und schliesslich bei der Lektüre sogar noch entdeckte, dass es ein schönes, ein besinnliches Buch ist, welches Menschen geistig bereichern kann? Wird man das leichtthin von vielen Büchern heute sagen können? Schade, dass derartige Bücher im deutschen Sprachkreis unbekannt bleiben. Warum wohl?

Ernst Ludwig Ehrlich

PAUL-WERNER SCHEELE: Halleluja – Amen. Gebete Israels aus drei Jahrtausenden. Paderborn 1974. Verlag Bonifacius-Druckerei. 219 Seiten.

Dankenswerterweise hat der Verfasser die neue Schriftenreihe, die das Johann-Adam-Möhler-Institut neben seine wissenschaftlichen Publikationen stellt, mit Gebeten Israels aus drei Jahrtausenden eröffnet. Leider musste der Verfasser auf die kritische Durchsicht der Primärquellen verzichten (Anm. d. Red. d. FR).

Einen zweifachen Eindruck macht dieses Büchlein des Dompropsts von Paderborn auf den jüdischen Leser – für den es allerdings nicht in erster Linie bestimmt ist. Hier ist eine Sammlung jüdischer Gebete aus drei Jahrtausenden, von der Bibel und den Apokryphen, über die Schriftrollen vom Toten Meer, den Talmud, die mittelalterlichen hebräischen Dichter Spaniens und Deutsch-

lands, die Kabbalah, den Chassidismus und die Reform-Liturgie, bis zu jüdischen Dichtern der Neuzeit wie Franz Werfel, Else Lasker-Schüler und Nelly Sachs. Nachdem das nachbiblische Judentum etwa zweitausend Jahre lang von der Kirche als geistig tot und verknöchert verachtet wurde, ist es ermunternd, von einem katholischen Priester zu hören, nicht nur, dass die Kirche das *Halleluja* und das *Amen* (hier als Kurzschrift für ganze Gedankengänge gebraucht) mit der Synagoge gemeinsam hat, sondern auch – und besonders – dass sich der lebendige Geist des biblischen Betens fruchtbar und erbauend in der Liturgie des nachbiblischen Judentums bewährt hat. Dass das von Scheele dem christlichen Leser anhand von ungefähr zweihundert Beispielen vorgeführt wird, ist schon eine sehr begrüßenswerte Tatsache. Es mag sogar dem einen oder anderen Christen als Erbauungsbüchlein dienen.

Auf der anderen Seite wirkt es fast erschreckend, wie wenig der Herausgeber das Material durchgearbeitet hat. Er scheint des Hebräischen unkundig zu sein und verlässt sich ausschliesslich auf Übersetzungen (oft nur *teilweise* Übersetzungen), die er in der sekundären Literatur der Neuzeit vorgefunden hat. Da nun aber die hebräischen Texte sich verschiedentlich übersetzen lassen, scheint der Herausgeber an manchen Stellen nicht gemerkt zu haben, dass er ein und dasselbe Gebet in verschiedenen Übersetzungen mehr als einmal abdrucken liess. Um nur einige Beispiele herauszugreifen, so soll hier bemerkt sein, dass das Gebet, das auf Seite 87 als Nr. 74 abgedruckt ist, mit Nr. 140 auf Seite 149 f., mit Nr. 157 auf Seite 165, und mit Nr. 176 auf Seite 174 f. identisch ist. Nr. 14 auf Seite 46 ist identisch mit Nr. 20 auf Seite 51, obwohl der Herausgeber Nr. 14 dem Buch *Tikkune Sohar*, und Nr. 20 Rabbi Elieser Askari (soll richtiger Asikri heissen!) zuschreibt. Nr. 213 auf Seite 205 ist identisch mit dem vorletzten Paragraphen von Nr. 16 auf Seite 48; nur dass Nr. 213 eine deutsche Nachdichtung von dem vorletzten Paragraphen von Nr. 16 ist. Die Juden im Warschauer Ghetto (und in den Vernichtungslagern) haben aber den hebräischen Urtext gesungen, der besser in Nr. 16 wiedergegeben ist.

Komisch ist es aber, wenn der Herausgeber ein tägliches Gebet als Gebet für einen besonderen Feiertag bezeichnet. So ist Nr. 56 auf Seite 75 z. B. ein Bestandteil des Achtzehn- bzw. Siebengebets, das mindestens dreimal täglich von frommen Juden gebetet wird. Scheele aber bezeichnet es als Gebet »Am Vorabend des Versöhnungstages« – scheinbar weil er es zufällig als Teil jenes Gottesdienstes im deutschen Gebetbuch der Berliner jüdischen Reformgemeinde gefunden hat. Das wäre etwa so, als ob ein Rabbiner eine Sammlung christlicher Gebetstexte herausgibt und das Vaterunser als Gebet »Am Weihnachtsfest« bezeichnet! So wird auch Nr. 54 auf Seite 74 als »Tischgebet am Purimfest« bezeichnet, wenn es in Wirklichkeit ein Bestandteil des *täglichen* Tischgebets ist – genau so wie Nr. 97 auf Seite 106 f., das hier als »Tischgebet an Feiertagen« bezeichnet wird.

Derartige Fehler hätten vermieden werden können, wenn der Herausgeber, neben der sekundären Literatur, aus der er schöpft, auch das gewöhnliche jüdische Gebetbuch für Werkstage, Sabbate und Feiertage (welches in verschiedenen Ausgaben mit deutscher Übersetzung vorliegt) ein wenig studiert hätte. Das sollte man schon tun, wenn man ein Buch über »Israels Gebete« herausgibt. Es mangelt ja auch nicht an Fachliteratur in deutscher Sprache, wie etwa Elbogen's *Der jüdische Gottesdienst*.

Es sei dahingestellt, ob und wie lang man im biblischen Zeitalter den Namen Gottes als »Jahwe« ausgesprochen hat. Darüber besteht aber absolute Klarheit, dass man im rabbinischen Judentum den Namen als *Adonai* (Herr) ausgesprochen hat – ohne hier weiter auf das Warum einzugehen. Es mutet einen daher befremdend an, wenn man in den hier zusammengetragenen Übersetzungen von rabbinischen Gebeten immer wieder auf »Jahwe« stösst. So hat nie ein rabbinischer Jude gebetet!

Auch wirkt es störend, dass viele der Gebetstexte hier nur in verstückelter Form wiedergegeben werden, was dem unkundigen Leser kein Verständnis der klassischen Eulogie-Form des jüdischen Gebets vermittelt. So beginnt Nr. 140 auf Seite 149 f. geradezu mit der Schluss-Eulogie des vorangehenden (aber hier nicht wiedergegebenen) Gebets, während die Schluss-Eulogie des hier mitgeteilten Gebets dem Leser vorenthalten wird.

Und dennoch, um auf den Anfang dieser Rezension zurückzukommen, ist das Erscheinen dieses Büchleins zu begrüßen. Möge es sachkundigeren Schriftstellern den Anstoss dazu geben, der christlichen Welt eine tiefere Einsicht in das Gebets- und Erbauungsleben des Judentums zu gewähren.

Jakob J. Petuchowski, Forschungsprofessor für jüdische Theologie und Liturgik am Hebrew Union College, Cincinnati, Ohio, USA

SELMA STERN: Jud Süß. Ein Beitrag zur deutschen und jüdischen Geschichte. München ²1973. Gotthold Müller Verlag, 346 Seiten.

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der »Jüdischen Rundschau Maccabi« (33/46), Basel, 14. 11. 1974, entnehmen wir daraus die folgende Würdigung:

Ein Geschichtsbuch, das im Jahre 1929 bereits erschienen ist und jüngst neu aufgelegt wurde, lässt die Frage aufkommen, ob es berechtigt ist, die Neuauflage unverändert herauszugeben, besonders dann, wenn es um das Leben eines Juden in Deutschland geht, dem ein ungerechtfertigter, ungerechter Prozess gemacht wurde. Eine Historikerin von Rang und Namen hat es gewagt:

Selma Stern bemerkt im »Vorwort zur Neuauflage«, dass der Gedanke nahegelegen hätte, »alle in der Zwischenzeit erschienenen Kritiken und literarischen Erzeugnisse, besonders der Naziperiode, dem Werk einzufügen«, sie dies aber absichtlich – einem Worte Meinekes folgend – unterlassen hat, »weil jedes ernste historische Werk die eigene Zeit des Verfassers ebenso widerspiegelt wie die Epoche der Vergangenheit, die er schildert«.

Man darf ihr voraus bescheinigen, dass ihr auf umfangreichen Quellenstudium beruhendes Werk anschaulich die Epoche der Vergangenheit, nämlich das Schlusskapitel des Jud Süß (1692–1738) in Württemberg, schildert. Wer jedoch die eigene Zeit der Verfasserin sucht, wird zu kurz kommen. Der Schlusssatz, der 1929 noch einigermaßen gerechtfertigt war, lautet: »Erst im 19. Jahrhundert sollte im Gange geschichtlicher Entwicklung der Jude, nicht mehr der herausgehobene, einzelne, sondern der Bürger gewordene Jude schlechtweg die Rechte gewinnen, die ihn davor schützen, anderes Recht als das allen gemeinsame erfahren und erleiden zu müssen.« Selbst wenn man diese These sachlich, ohne Ressentiments und rein historisch betrachtet, ist sie mehr denn anfechtbar geworden, berücksichtigt man die Zeit, die zwischen der 1929er Erstausgabe und der Gegenwart liegt.

Noch unverständlicher bleibt die Einstellung der Autorin, liest man auf den Seiten 164/65: »Es ist wohl der einzige politische Prozess der Geschichte« – der Prozess nämlich gegen Joseph Süß-Oppenheimer –, »in dem ein Angeklag-